

# WERNER SYLTEN

Ein Diener seines Herrn und Zeuge seiner Kirche



Werner Sylten, geboren am 9. August 1893, gehört zu der Theologengeneration, die den ersten Weltkrieg mitmachte und die durch das Erlebnis der Jugendbewegung und die evangelisch-soziale Arbeit Friedrich Naumann's stark beeinflusst wurde. 1925 wurde er von der Inneren Mission als Leiter des Thüringischen Mädchenerziehungsheimes nach Bad Köstritz berufen und dort begann er seine hingebende und entsagungsvolle Arbeit, an und mit gefährdeten Menschenkindern. Seelsorgerisches und fürsorgerisches Anliegen wurde von Sylten immer als Einheit gesehen. Stark beeindruckt vor allem von der pädagogischen Bewegung (Nohl, Weniger und Flitner) tat er alles, um die Ergebnisse der modernen Pädagogik für die fürsorgliche Erziehungsarbeit auszuwerten.

Im ersten Höhepunkt nationalsozialistischer Gewaltherrschaft, fünf Tage nach Erlaß der sogenannten Nürnberger Gesetze, mit denen die jüdischen Mitbürger auch rechtlich zu Staatsbürgern zweiter Klasse degradiert wurden, griff der Völkische Beobachter in großer Aufmachung Sylten an, weil er es wagte, „deutschen Mädchen das Heil vom Judengott Jahwe zu versprechen“. Deutschland habe von der Bekanntschaft mit dem Gott der Juden endgültig genug. Wenn der Staat auch offiziell die Kirchen als „die wichtigsten Faktoren zur Erhaltung unseres Volkstums“ anerkannte, so nahm die Berliner Fürsorgeerziehungsbehörde diesen „deutschgläubigen“ Artikel doch zum Anlaß, das Köstritzer Heim für Zöglinge zu sperren und der Thüringische Minister des Innern entließ ihn — aller Unzuständigkeit zum Trotz — „wegen seiner ablehnenden Haltung gegen den nationalsozialistischen Staat“ mit sofortiger Wirkung aus dem Amt. Keinem Geistlichen, der sein Ordinationsgelübde ernst nimmt, kann es möglich sein, anders zu reden und zu schreiben, als Sylten es in dem besonders inkriminierten Artikel getan hat. Was jener Artikel über das Alte Testament sagt, ist selbstverständliche, allgemeine und unaufgebbare Lehre sämtlicher christlicher Kirchen von jeher gewesen. Aber auch der deutschchristliche Landeskirchenrat in Thüringen nahm seinen Geistlichen gegen die Angriffe von außen nicht nur nicht in Schutz, vielmehr versetzte er Sylten in den Wartestand, weil nach seiner Entfernung aus der kirchlichen Anstaltsarbeit durch den thüringischen Minister „eine Versetzung in die Pfarrstelle der thüringischen Evangelischen Kirche nicht möglich sei“. Auch der thüringische Verband für Innere Mission beeilte sich, den „untragbaren Sylten“ schnellstens von Köstritz wegzubringen. Nur der Zentralausschuß für Innere Mission in Berlin und der Bruderrat der Lutherischen Bekenntnisgemeinschaft in Thüringen, die die weit über die Rolle eines Einzelfalles hinausgehende Bedeutung „des Falles Sylten“ erkannten, protestierten bei Staat und Kirche, aber ohne Erfolg. Sylten mußte die ihm in über 10 Jahren ans Herz gewachsene Arbeit binnen 24 Stunden verlassen, ohne das Heim je wieder betreten zu dürfen. Mit ihm schieden freiwillig — bis auf einen — alle pädagogischen Mitarbeiter aus der Arbeit des Evangelischen Mädchenerziehungsheimes aus.

Kurz vorher hatte Sylten seine Frau verloren. Sein Wunsch, seinen beiden noch kleinen Söhnen eine neue Mutter zu schenken, mußte unerfüllt bleiben, weil er nach der Ausnahmegesetzgebung als „Mischling“ galt und keine Genehmigung erhielt, eine „Arierin“ zu heiraten. Sylten war Christ und Deutscher wie seine Eltern. Er nahm nicht nur als Freiwilliger von 1914 bis 1918 am Weltkrieg teil und erwarb viele Kriegsauszeichnungen, er stand danach noch in den Reihen eines Freikorps, um die deutschen Grenzen zu schützen. Unsagbar litt er daran, daß ihm nun verweigert werden sollte, ein guter Deutscher zu sein. Nur wenige Freunde hielten zu ihm, nachdem es Nacht wurde in Deutschland.

Als der Kirchenkampf im ganzen Reich seinem Höhepunkt zusteuerte, rief die Lutherische Bekenntnisgemeinschaft in Thüringen den Pfarrer im Wartestand Sylten in eine neue Arbeit. Als Leiter des illegalen Büros der Bekenntnisgemeinschaft erlebte er, wie ein Pfarrer nach dem anderen um seines Bekenntnisses willen von seinem Amte verjagt und aus Thüringen ausgewiesen wurde. Aber an vielen Orten hielt sich in Notkirchenräumen eine kleine Schar treuer Gemeindemitglieder aus allen Bevölkerungsschichten. Ihnen allen mußte zentral vom Gothaer Büro aus und gemeinsam mit den Treuen im Lande geholfen werden. Ohne Kirchensteuern, ohne Staatszuschüsse, ohne Pachtgeldeinnahmen trug allein das Dankopfer der Gemeinde diese Arbeit. Wie dankbar war Sylten für den brüderlichen Dienst, den er wieder leisten konnte, bis die Geheime Staatspolizei im Frühjahr 1938 das Büro versiegelte und Sylten Thüringen endgültig verlassen mußte. Im Oktober 1961 hat die Evangelisch-Lutherische Kirche Thüringens zu seinem Gedächtnis an der Stätte seiner Arbeit eine Tafel enthüllt.

Damals bat ich Sylten, der mir aus der gemeinsamen Fürsorgearbeit bekannt war, in die Hilfsstelle für evangelische Rasseverfolgte in Berlin einzutreten. Diese Hilfsstelle war im Jahre 1936 von mir in Verbindung mit Männern der Bekennenden Kirche gegründet worden und stellte sich die Aufgabe, allen rassisch Verfolgten die Hilfe zu leisten, die nötig und geboten war. Es handelte sich nicht nur um die Auswanderungsberatung und -planung, sondern vor allen Dingen auch um die seelsorgerische Betreuung, die wirtschaftliche Versorgung sowie den erforderlichen Rechtsschutz der Verfolgten. Die Arbeit wurde von dem Reichssicherheitshauptamt geduldet, aber nicht anerkannt; sie durfte nur den Namen „Büro Pfarrer Grüber“ tragen. Aber die Arbeit in dieser Hilfsstelle war so angewachsen, daß sie eines hauptamtlichen theologischen Leiters bedurfte. Wir waren uns beide darüber klar, daß diese Arbeit auf die Dauer Freiheit oder Leben kosten würde. Trotzdem hat er es gewagt und er konnte hier den ganzen Reichtum seiner seelsorgerischen Güte entfalten. Sein Wirken in der Hilfsstelle ist Hunderten, vielleicht Tausenden zum Segen geworden. Sylten hatte eine klare theologische Ausrichtung, aber ihm war die rechte Liebe so wichtig wie der rechte Glaube. Er hatte nicht nur klare theolo-

gische Erkenntnisse, sondern das, was in Notzeiten ebenso wichtig ist, Fähigkeit und Zeit, notleidende Menschen anzuhören. Von den vielen Menschen, die hilfeschend in das Haus „An der Stechbahn“ kamen, ist keiner ungetröstet fortgegangen. Wenn menschliche Hilfe so oft ausblieb und versagte, dann schied doch jeder, der mit Werner Sylten zusammengekommen war, mit dem Bewußtsein, daß er nicht leer und hoffnungslos von dannen gehe. Manche haben es dankbar bestätigt, daß sie zwar zu ihm gekommen seien und andere Hilfe erwartet hätten, daß sie aber Besseres und Bleibendes mitgenommen hätten.

Als ich im Dezember 1940 verhaftet und in das Konzentrationslager Sachsenhausen gebracht wurde, hat Werner Sylten, unterstützt von den Männern des Beirates (Superintendent Albertz, Pfarrer Braune-Lobethal und Amtmann Schako) und den vielen treuen Mitarbeitern des Büros unentwegt die Arbeit weitergeführt. — Im Februar 1941, drei Tage vor der Konfirmation seines älteren Sohnes, wurde dann auch er verhaftet und das Büro endgültig geschlossen. Von den letzten Mitarbeitern des Büros — es waren ungefähr 30 — haben nur wenige den Tag der Befreiung erlebt; alle anderen sind entweder gestorben, vergast oder sonst getötet worden.

Werner Sylten wurde nach längerer Haft im Polizeipräsidium Berlin in das Konzentrationslager Dachau überführt. — Hier im Lager war er wieder der gute Kamerad, der in seiner feinen und versöhnlichen Art all die Spannungen, die bei langer Haftzeit unausbleiblich sind, zu beseitigen verstand. Die Langmut und Geduld, die er in der Hilfsstelle mit all den überreizten, gequälten und diffamierten Menschen an den Tag legte, bewies er nun auch im Lager. Die Predigten, die er uns in der kleinen Gemeinde der evangelischen Pfarrer hielt, waren uns in diesen schweren Zeiten immer eine große Stärkung. Leider ist es nicht gelungen, auch nur eine von diesen Predigten zu retten. Ich hatte sie nach seinem Tode an mich genommen und immer wieder verstecken können, bis sie eines Tages bei einer unverhofften Revision entdeckt und vernichtet wurden.

Werner Sylten gehörte, wie die meisten Pfarrer in Dachau, dem Arbeitskommando „Plantage“ an. Mehrere tausend Häftlinge arbeiteten in der nahe beim Lager gelegenen Heilkräuterplantage der SS. Sommer und Winter waren sie schutzlos der Willkür der Witterung im Dachauer Hochmoor ausgesetzt. Alle Arbeiten, Pflügen, Eggen und der Transport der schweren Lastwagen, wurden von Häftlingen ausgeführt. Während der Arbeitszeit gab es keine Möglichkeit, irgendeine Erfrischung zu nehmen oder einmal Schutz vor der Sonne zu suchen. Das Hocken, Sitzen oder Knien bei der Arbeit war strengstens verboten. Die Kopfbedeckung, die die Häftlinge bis zum Frühjahr 1942 getragen hatten, war ihnen auch genommen, d. h. sie war als „freiwillige“ Spende des Lagers der Textilspende des deutschen Volkes zur Verfügung gestellt worden. Die Verpflegung der hart arbeitenden Männer bestand aus dünner Wassersuppe, einer knappen

Brotration, die abends empfangen und dann oft ganz verzehrt wurde, so daß ein großer Teil der Belegschaft morgens nüchtern zur Arbeit ging. Vor allen Dingen forderte der unbarmherzig heiße Sommer 1942 viele Opfer.

Eines Abends kam Werner Sylten von der Arbeit zurück, den Körper voller Blasen, die durch den Sonnenbrand hervorgerufen waren. Das Leiden verschlimmerte sich immer mehr, aber er wagte nicht, in das Revier zu gehen, da er fürchtete, der „Invaliden-Kommission“ zum Opfer zu fallen. — Diese Kommission bestand aus einigen SS-Männern, darunter einem Arzt, die plötzlich im Lager auftauchte und eine ihr aufgetragene Zahl von nichtarbeitsfähigen Männern aussuchte, die dann getötet wurden. In der Regel handelte es sich um Transporte von 350 Mann. Die Kommission machte sich ihre Arbeit leicht und fing meistens im Krankenrevier an, wo sie soviel Menschen zusammenfand, wie sie benötigte. Sobald die Invaliden abtransportiert waren, was meist während der Nacht geschah, hörten wir anderen nichts mehr von ihnen, bis dann ihre Privatsachen plötzlich wieder auf der Effektenkammer landeten. Diese Privatsachen wurden dann mit einer Urne voll Asche den Angehörigen zugeschickt. Meistens war noch ein Brief der Lagerleitung beigelegt. Diese heuchlerischen Briefe hatten im allgemeinen folgenden Inhalt: „Wir müssen Ihnen die traurige Mitteilung machen, daß der Häftling N. N. an (abwechselnd) Herzschlag, Lungenentzündung oder Typhus gestorben ist. Alle Bemühungen, die angestellt wurden, ihn am Leben zu erhalten, scheiterten zu unserem großen Leidwesen. Wir bedauern dies um so mehr, als seine Führung im Lager sich so gebessert hatte, daß mit einer baldigen Entlassung aus der Schutzhaft zu rechnen war.“ — Der erste Invalidentransport, dessen ich mich entsinnen kann, wurde im Frühjahr 1941 in Sachsenhausen zusammengestellt; bei diesem befand sich auch ein evangelischer polnischer Geistlicher, *Kahane*, der Pfarrer in Gdingen gewesen war. Er war im Lager Stutthoff von der SS zum Krüppel geschlagen worden und daher nicht mehr arbeitsfähig. Er wurde eines Nachts plötzlich aus der Baracke herausgeholt. Ich hatte nur noch Zeit, mit ihm in einer stillen Ecke der Baracke den 23. Psalm zu beten, und wir hörten dann nichts mehr von ihm, bis wir auf Umwegen von seiner Frau erfuhren, daß sie von der SS die Nachricht erhalten habe, ihr Mann sei im Lager verstorben. — Seit dieser Zeit lag der Begriff „Invalidentransport“ wie ein Alp auf jedem Häftling, denn jeder konnte einmal durch Unfall oder Krankheit für kürzere oder längere Zeit arbeitsunfähig werden und so dem Zugriff dieser Männer bereitstehen.

Werner Sylten hatte immer mehr als wir anderen eine gewisse dunkle Ahnung und darum Furcht vor dieser Invalidenkommission und daher eine Abneigung gegen das Revier. Da die Schmerzen aber immer größer wurden und die Arbeit in der Sonne die Schmerzen unerträglich machte, so meldete er sich doch krank und wurde ins Revier gebracht. Wir bekamen nach kurzer Zeit gute Nachrichten von seiner Genesung. Eines Morgens kam dann die Schreckenskunde zu uns, die Invalidenkommission sei im Revier gewesen, habe 700

Menschen ausgesucht, darunter auch vier Pfarrer, zwei süddeutsche katholische Geistliche, ferner Pfarrer Werner Sylten sowie den ehemaligen Berliner Pfarrer Ernst Behrendt. Die von der Invalidenkommission ausgesuchten Häftlinge mußten sofort die Verbindung mit den anderen Häftlingen aufgeben; sie wurden in einen besonderen Block gelegt, der mit Stacheldraht gesichert war. Jeder Verkehr der Häftlinge mit diesen Invaliden wurde auf das strengste bestraft. — Die Strafen des Lagers waren verschiedenartig. Entweder schritt der betreffende SS-Mann unmittelbar zu irgendeiner Strafmaßnahme, die in Schlägen, Fußtritten oder auch im Erschießen bestand, oder aber es wurde eine Strafe von der Lagerführung verhängt. Die hauptsächlichsten Strafen waren „Bock“, „Baum“ und „Bunker“. „Bock“ waren Stockschläge, mindestens 25. Der Häftling wurde zu diesem Zweck über einen Holzbock gelegt und festgespannt. Die nächst schwere Art der Strafe war der „Baum“. Die Häftlinge wurden mit auf dem Rücken verschränkten Armen an einer Kette gefesselt und dann hochgezogen, so daß sie frei schwebten. Es waren nicht nur die Schmerzen der ausgerenkten Arme, die unerträglich waren, sondern auch die Qualen, die durch Insekten und andere Reize verursacht wurden, gegen die man sich nicht wehren konnte. Diese Strafe, „Baum“ genannt, wurde von den Häftlingen als „Christbaumschmuck“ bezeichnet, weil die Opfer an ihrer Kette hingen wie ein Weihnachtseengel am Baum. — Die Bunkerstrafe wurde für längere Zeit verhängt und in einem lichtlosen Bunker, oft ohne Sitz- und Liegegelegenheit, vollstreckt.

Immer wieder versuchte ich mit Sylten Fühlung zu bekommen, und es gelang mir endlich an seinem Geburtstage — an einem Sonntag. Am Sonntag wurde mit Rücksicht auf die Wachmannschaften, die die Arbeit beaufsichtigten, nur bis 4 Uhr nachmittags gearbeitet. Die zum Sonntagsdienst kommandierten SS-Leute waren an diesem Tage mit ihren Gedanken oft abgelenkt, und es gelang mir, in den späten Nachmittagsstunden zu Sylten vorzudringen und ihm die Geburtstagsgabe, eine Scheibe Brot und zwei Kartoffeln, zu bringen. Tags zuvor war Pfarrer Behrendt auf dem Invalidenblock gestorben. Sein schwaches Herz hatte die mancherlei Schikanen und Aufregungen nicht ertragen, und so wurde er vor dem schwersten Wege bewahrt. Sylten hat ihm in der Sterbestunde noch den letzten seelsorglichen Dienst erweisen können.

Unser Gespräch in jener Sonntagabendstunde wird mir unvergeßlich bleiben, denn es gehört zu den schwersten Stunden meines Lebens, mit diesem todgeweihten Mann über den schweren Weg zu sprechen und die wenigen Hoffnungen, die wir noch hatten. Ich durfte ihm erzählen von all den Bemühungen, die ich anstellte, um ihn von der Liste der Invaliden streichen zu lassen. Sylten wußte, daß es mir einmal gelungen war, einen tschechischen Pfarrer, der bereits auf der Liste stand, zu retten, und daß ich auch für ihn alles wagen würde. Des öfteren wurde von den Häftlingen, die in

der sogenannten Lager-Selbstverwaltung als Schreiber, Listenführer usw. tätig waren, der Versuch gemacht, Kameraden dadurch zu retten, daß man in die Liste eine andere Nummer eintrug, und zwar eines Häftlings, der entweder schon gestorben war oder der im Sterben lag. Die Häftlinge waren ja nur Nummern und wurden nur als solche gewertet. Es war auch im Falle Sylten schon vereinbart, für ihn eine andere Nummer einzusetzen. Die in Frage kommenden Häftlinge und ich selbst riskierten dabei das Leben. Beim ersten Schub wurde Sylten noch nicht mitgeschickt. Er sollte zwischen dem ersten und zweiten Schub aus der Baracke verschwinden, d. h. seine Nummer mit einem inzwischen verstorbenen Kameraden tauschen. Beim Abtransport des ersten Schubs fragte der SS-Arzt: „Ist der Pfaffe dabei, der Jude ist?“ Damit war Sylten gemeint. Der für die Listenführung verantwortliche Häftling meldete, daß Sylten für den zweiten Schub vorgesehen sei. So wagte keiner von meinen Kameraden mehr, diese „Schiebung“ weiter mitzumachen, und wir mußten Werner Sylten scheiden sehen. Jeden Abend hatten wir bei den Abendgebeten, die wir als Katholiken und Protestanten vor dem Schlafengehen im Schlafsaal gemeinsam sprachen, auch seiner gedacht wie all derer, die zum Transport zusammengestellt waren. Daß gerade die Fürbitte für Werner Sylten, der wohl kaum einen Gegner auf seinem Block hatte, besonders herzlich war, brauche ich nicht zu betonen. Gott hatte alle unsere Bemühungen vereitelt, und wir beugten uns seinem Willen.

In der Frühe eines strahlenden Spätsommertages sahen wir dann den zweiten Schub von der Invalidenbaracke zum Tor ziehen, wo die Lastwagen bereitstanden, die sie abtransportieren sollten. Es bleibt mir ein unvergeßliches Bild, wie diese Schar der Männer daherzog, wie Schafe, die zur Schlachtbank geführt werden und ihren Mund nicht auftun. Ich selbst hatte mich hinter einer Pappel versteckt, um von den Wachmannschaften nicht gesehen zu werden. Werner Sylten hat mich erkannt und nickte mir noch einmal zu. Es war das Kopfnicken eines wissenden Menschen, der nicht nur um den schweren Gang weiß, der vor ihm liegt, sondern der von der Gewißheit getragen ist, daß sein Erlöser lebt.

Am Abend dieses schweren Tages sprach ich vor dem Nachtgebet mit den Kameraden unseres Blockes über das Wort, das Ernst Behrendt seinem Sohn zum Abschied gesagt hatte: „Leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn, darum wir leben oder sterben, sind wir des Herrn“. Den Gottesdienst am folgenden Sonntag gestalteten wir als Gedenkstunde für Werner Sylten aus, und auch von den katholischen Priesterkameraden fehlte keiner.

Man hat einmal gefragt, welcher Unterschied bestehe zwischen Dantes „Inferno“ und dem Konzentrationslager der SS. Die Antwort sollte lauten: „In Dantes ‚Inferno‘ können die gequälten Menschen wenigstens klagen und weinen, das ist im Konzentrationslager nicht möglich.“ Und doch ist

auf die staubige Lagerstraße manche verborgene Träne gefallen, und der harte Strohsack hat in der Nachtzeit manche Träne aufgenommen. Auch von dem Lager Werner Syltens hatten wir manchmal des Nachts ein leises Schluchzen gehört, vor allen Dingen dann, wenn ein Brief seiner Kinder angekommen war. An dem Abend, an dem dieser unser bester Kamerad und treuester Bruder von uns ging, haben wir uns der Tränen nicht geschämt.

14 Tage nach dem Abtransport von Sylten kam vom Reichssicherheitshauptamt in Berlin die Weisung, daß alle Invalidentransporte zu stoppen seien. Alle Häftlinge — auch die Arbeitsunfähigen — sollten nach Möglichkeit wieder erwerbsfähig gemacht werden. Der Mangel an Menschen in Deutschland war fühlbar geworden. Wir hatten es immer gesagt: wir haben gewonnen, wenn die Menschen knapper werden als die Lebensmittel. Solange die Lebensmittel knapper sind, werden die „überflüssigen Esser“ beseitigt. Nun wurden die Menschen knapp; wir hatten eine Chance zu überleben.

In seiner letzten Predigt hat Sylten selbst noch einmal eindringlich von dem verborgenen Gott gesprochen, der uns so wunderbar und doch so treu führt. Unser Dank gegen Gott soll aber nie verstummen, unser Dank dafür, daß er uns Männer schenkte, die freudig ihr Leben für die Brüder lassen konnten. Das Blut der Märtyrer bleibt der Same der Kirche und der Segen für die Kirche. Wir wollen auch im Leid mit dem Psalmisten bekennen:

Ich will rühmen Gottes Wort,  
Ich will rühmen des Herrn Wort,  
Ich habe Dir, Gott, gelobt, daß ich Dir danken will.

*Heinrich Grüber*

